

In 80 Tagen um die Welt - niemand war jemals auch nur annähernd so schnell gewesen, als im November 1889 zwei Frauen zu einem unerhörten Unternehmen aufbrachen: Die Journalistinnen Nellie Bly und ihre Kontrahentin Elizabeth Bisland wollten die Welt in 75 Tagen umrunden.

Zwei Frauen, wie sie unterschiedlicher kaum sein könnten: Nellie Bly, eine handfeste frühe Selfmade-Woman, die es von den Kohleminen in Pennsylvania zur Star-Reporterin für den legendären Joseph Pulitzer geschafft hatte. Elizabeth Bisland dagegen, die für The Cosmopolitan Magazine startete, entstammte einer der vornehmen alten Südstaatenfamilien, liebte Poesie und Literatur und galt als schönste Frau der New Yorker Presse. Doch sie hatten beide nur ein Ziel vor Augen und wussten, dass selbst die kleinste Verzögerung fatale Konsequenzen haben würde - nur ein schmaler Grat lag zwischen triumphalem Sieg und bitterer Niederlage.

MATTHEW GOODMAN ist Journalist und Sachbuchautor-Bestsellerautor. Daneben hat er an mehreren Universitäten Creative Writing unterrichtet. Goodman lebt mit seiner Frau und seinen Kindern in Brooklyn, New York.

Matthew Goodman

DIE SCHNELLSTEN
FRAUEN DER WELT

Wie sich zwei Reporterinnen
im 19. Jahrhundert ein
einmaliges Wettrennen lieferten

*Aus dem Amerikanischen
von Almuth Carstens und Leon Mengden*

btb

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel »Eighty Days. Nellie Bly and Elizabeth Bisland's History Making Race Around the World« bei Ballantyne Books, New York

Die deutsche-Hardcover-Ausgabe erschien im btb Verlag unter dem Titel »In 72 Tagen um die Welt«

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten, so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

1. Auflage

Genehmigte Taschenbuchausgabe Oktober 2017

Copyright © 2013 by Mathew Goodman

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2015 by btb Verlag
in der Verlagsgruppe Random House GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

This translation published by arrangement with Ballantyne Books,
an imprint of the Random House Publishing Group

Covergestaltung: semper smile, München

Covermotiv: © shutterstock/maximum;

MaxyM; Morphart Creation

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pöbneck

MK · Herstellung: sc

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-71541-1

www.btb-verlag.de

www.facebook.com/btbverlag

*Für Vivian,
die schon weit gereist ist
in Brooklyn*

»Sie haben da einen scherzhaften Einfall
gehabt, indem Sie sagten, die Erde sei kleiner
geworden! Also weil man jetzt in drei Monaten um
dieselbe herum reist ...«
»In achtzig Tagen nur«, sagte Phileas Fogg.

Jules Verne: *Reise um die Erde in 80 Tagen*

INHALTSVERZEICHNIS

PROLOG 11

KAPITEL 1		Eine freie Amerikanerin	29
KAPITEL 2		Die Zeitungsgötter von Gotham	51
		KAPITEL 3	Das Geheimfach 87
KAPITEL 4		»Wie schnell kann eine Frau die Welt umrunden?«	115
KAPITEL 5		»Ich glaube, ich kann Phileas Fogg schlagen«	133
		KAPITEL 6	Leben nach Eisenbahnzeit 169
		KAPITEL 7	Eine Karte der Welt 207
		KAPITEL 8	»Et ego in Arcadia« 245
		KAPITEL 9	Bakschisch 281
		KAPITEL 10	Eine englische Handelsstadt in China 317
KAPITEL 11		»Jetzt hat das Ratespiel richtig angefangen«	337
		KAPITEL 12	Die andere Frau wird siegen 365
		KAPITEL 13	Der Tempel der Toten 401
KAPITEL 14		Der geheimnisvolle Reisebürovertreter	439
		KAPITEL 15	Der Sonderzug 491
KAPITEL 16		»Von Jersey nach Jersey ist einmal um die Welt«	537
		KAPITEL 17	Sieg im Rennen gegen die Zeit 569

EPILOG 623

DANKSAGUNG 663

ANMERKUNGEN 669

BIBLIOGRAPHIE 708

ABBILDUNGSNACHWEIS 719



PROLOG

14. NOVEMBER 1889

Hoboken, New Jersey

SIE WAR EINE JUNGE FRAU IM KARIERTEN MANTEL UND MIT einer Kappe auf dem Kopf, weder groß noch klein, weder dunkelhaarig noch blond und nicht so hübsch, dass man sich nach ihr umdrehte: die Sorte Frau, die, falls notwendig, in einer Menge untertauchen konnte. Bereits zu so früher, noch kühler Stunde quoll der Anleger der Fähre von New York nach Hoboken von Passagieren über. Der Hudson River – oder North River, wie er damals noch genannt wurde, ein Überbleibsel aus den Zeiten der Holländer – war ebenso belebt wie die Straßen der Stadt, und die Fähre bahnte sich vorsichtig ihren Weg durch den Verkehr, vorbei an den bunt gestrichenen Kanalbooten und den allgegenwärtigen Schleppern, den flachen Dampf- lastkähnen voller Kohle aus Pennsylvania und den Dreimastschonern, deren Frachträume Tabak und Indigo und Bananen und Baumwolle enthielten, Felle aus Argentinien und Tee aus Japan: alles, so schien es, was die Welt zu bieten hatte. Die junge Frau mühte sich, ihrer Nervo-

sität Herr zu werden, als die Fähre sich langsam den Lagerhäusern und Magazinen von Hoboken näherte, wo die *Augusta Victoria*, ein Schnelldampfer der Hamburg-Amerika-Linie, bereits am Kai wartete. Möwen kreisten über dem Ufer und begutachteten die größeren Schiffe, denen sie übers Meer folgen würden. In der Ferne ragten die steinernen Türme von New York wie Felsklippen aus dem Wasser.

Den Großteil des Herbstes 1889 hatte New York nahezu ständigen Regen erdulden müssen, endlose Tage mit tief hängenden Wolken und kärglichem grauem Licht. Es war die Art Wetter, sagten die Leute, die nur dem Blues und dem Rheumatismus zuträglich sei; eine der Zeitungen hatte kürzlich behauptet, dass die Stadt, falls der Regen andauern sollte, gezwungen sein würde, auf dem Broadway Dampfer in Betrieb zu nehmen. An diesem Morgen dagegen war es zwar kalt, aber der Himmel war klar, ein gutes Omen für all diejenigen, die aufs Meer hinauswollten. Die Aussicht auf eine Ozeanüberquerung war immer aufregend, doch schlechtes Wetter bedeutete schweren Seegang und brachte außerdem das beunruhigende Bewusstsein drohender Gefahren mit sich. Eisberge lösten sich von grönländischen Gletschern und trieben stumm im Nordatlantik umher, Kolosse ohne Warnleuchten oder Nebelhörner, die nicht auswichen, um eine Kollision zu vermeiden; Wirbelstürme tauchten aus dem Nichts auf, und aus unzähligen Gründen konnten Feuer ausbrechen. Manche Schiffe verschwanden einfach, und man hörte nie wieder von ihnen.

Doch die *Augusta Victoria* wurde in der Presse als »praktisch unversenkbar« gerühmt – die Art von Lob,

die auch hätte alarmieren können, obwohl sie beruhigend gemeint war. Als Doppelschraubendampfer modernster Bauweise hatte die *Augusta Victoria* erst vor sechs Monaten den Rekord für die schnellste Jungfernfahrt gebrochen, indem sie New York von Southampton aus in nur sieben Tagen und zwölfteinhalb Stunden erreichte. Bei ihrer Ankunft wurde sie von mehr als dreißigtausend Menschen begrüßt (»Es waren überwiegend Deutsche«, betonte die *New York Times*), die an Bord strömten, um sich den schwimmenden Palast genauer anzusehen: seine Kronleuchter und Seidentapeten, den Flügel im Musiksaal, die in Lavendel gehaltenen Damentoiletten, den mit grünem Saffianleder ausgekleideten Rauchsalon für die Herren. Die transatlantische Seefahrt hatte es weit gebracht in dem halben Jahrhundert, seit Charles Dickens nach Amerika gesegelt war und den zentralen Salon seines Schiffes angesichts dessen knapper Dimensionen und trister Ausstattung mit einem riesigen Sarg mit Fenstern verglichen hatte.

Auf dem Kai ging es in den Minuten vorm Ablegen eines Hochseedampfers immer ein wenig zu wie auf einem Volksfest. Die meisten Männer trugen dunkle Überzieher und seidene Hüte; die Kleidung der Frauen war mit Tourneuren und Rüschen ausgestattet. Am Rande der Menge boten Händler Waren an, die Passagiere womöglich einzupacken vergessen hatten; schwitzende Schauerleute mit nackten Armen vollführten ihr Ballett des Hochhievens und Verladens der Taue und Fässer, die die Pier übersäten. Das Rumpeln der Karren auf Kopfsteinpflaster mischte sich mit einem allgemeinen Stimmengewirr zu einem Geräusch, das wie Donner von überall und nirgendwo herzu-

kommen schien. Irgendwo in dem Menschengewimmel stand die junge Frau in dem karierten Mantel. Sie wurde als Elizabeth Jane Cochran geboren – als Jugendliche hatte sie ihrem Nachnamen ein *e* hinzugefügt, um ihm eine elegante Note zu verleihen –, wurde aber von ihrer Familie und von alten Freunden weder Elizabeth noch Jane, sondern »Pink« genannt. Viele New Yorker Zeitungsleser – und bald sollten es nicht nur sie sein – kannten sie als Nellie Bly.

Seit zwei Jahren war Nellie Bly jetzt Reporterin bei der *New York World*, die sich unter der Leitung ihres Herausgebers Joseph Pulitzer zur größten und einflussreichsten Zeitung jener Tage entwickelt hatte. Keine Journalistin vor Nellie Bly war auf der Jagd nach einer Story je so waghalsig gewesen, hatte so bereitwillig ihre persönliche Sicherheit aufs Spiel gesetzt wie sie. Für ihre erste Enthüllungsgeschichte für die *World* täuschte sie (unter dem Namen »Nellie Brown«, ein Pseudonym zur Bemäntelung eines Pseudonyms) Wahnsinn vor, um aus erster Hand über die schlechte Behandlung von Patientinnen der Irrenanstalt auf Blackwell's Island berichten zu können. Bly arbeitete für einen Hungerlohn in einer Kartonfabrik, bewarb sich um eine Stelle als Dienstmädchen und suchte eine Klinik für Arme auf, wo sie nur knapp der Entfernung ihrer Mandeln entging. Fast jeden Sonntag präsentierte die *World* ihren Lesern ein neues Abenteuer. Bly trainierte mit Boxchampion John L. Sullivan und trat mit großem Einsatz, aber wenig Erfolg an der Academy of Music als Tänzerin auf. In Boston besuchte sie eine taubstumme und blinde Neunjährige namens Helen Keller. Ihre Artikel waren mal unbeschwert, mal vol-

ler Entrüstung – manche sollten aufklären, andere einfach nur unterhalten –, alle aber waren gekennzeichnet von Blys Leidenschaft für eine gute Story und ihrer unglaublichen Fähigkeit, die Leser zu fesseln. Sie waren Zeugnisse ihrer außergewöhnlichen Persönlichkeit und Willenskraft, mit der sie von den Lesern verlangte, sowohl dem Unglück der Benachteiligten als auch ihr selbst ihre volle Aufmerksamkeit zu schenken.

Jetzt, am Morgen des 14. Novembers 1889, trat sie zum sensationellsten Abenteuer ihrer Laufbahn an: dem Versuch, den Rekord für die schnellste Erdumrundung zu brechen. Sechzehn Jahre zuvor hatte Jules Verne in seinem populären Roman dargestellt, wie eine solche Reise in achtzig Tagen zu bewerkstelligen sei. Nellie Bly plante, sie in fünfundsiebzig Tagen zu schaffen.

Sie hatte den Redakteuren der *World* ihre Idee schon vor einem Jahr angetragen, aber man hatte dort dem Projekt zunächst ablehnend gegenübergestanden. Erst vor Kurzem hatte man endlich zugestimmt. Die letzten drei Tage war sie damit beschäftigt gewesen, einen Reiseplan auszuarbeiten, Reisebüros aufzusuchen, sich eine Garderobe zusammenzustellen, Abschiedsbriefe an Freunde zu schreiben, zu packen und wieder auszupacken. Bly hatte beschlossen, nur ein Gepäckstück mitzunehmen, eine kleine lederne Tasche, in der sie von Kleidung über Schreibutensilien bis zu Toilettenartikeln alles verstauen wollte, was sie unterwegs brauchte; sie würde die Tasche selbst tragen können und damit mögliche Verzögerungen verhindern, die sich durch die Einmischung oder Inkompetenz von Trägern und Zollbeamten ergeben könnten. Als Reisekostüm hatte sie ein gut geschnittenes zweitei-

liges Kleid aus feinem dunkelblauem Wollstoff mit Kamelhaarbesatz gewählt. Darüber würde sie, falls nötig, einen langen schwarz-weiß karierten, zweireihig geknöpften Ulstermantel tragen, der sie vom Hals bis zu den Fesseln bedeckte. Statt des Huts mit Schleier, der bei den meisten seereisenden Damen ihrer Zeit Mode war, würde sie ihre Kleidung durch eine flotte wollene Jagdkappe im britischen Stil vervollständigen – ein ähnliches Modell, wie es später Sherlock Holmes in zahlreichen Filmen populär machen würde –, die sie in den letzten drei Jahren bei vielen Unternehmungen begleitet hatte. Das blaue Kleid, der karierte Mantel, die Jagdkappe: auf den ersten Blick keine besonders auffällige Tracht, die aber schon bald die berühmteste auf der Welt werden sollte.

Am Morgen des 14. Novembers war Nellie Bly sehr früh wach geworden – sie hasste es, früh aufzustehen –, hatte sich ein paarmal im Bett umgedreht, war wieder eingedöst und dann mit einem Ruck und der Sorge, womöglich ihr Schiff zu verpassen, erneut aufgewacht. Rasch machte sie Toilette und zog sich an. (Aufs Schminken musste sie keine Zeit verwenden, denn nur Frauen von abscheulich niedriger Moral oder unanfechtbar hohem sozialen Status wagten es, sich die Gesichter zu bemalen.) Sie versuchte, etwas Frühstück herunterzuwürgen, aber die frühe Stunde und die Nervosität machten ihr das Essen unmöglich. Am schwersten fiel es ihr, sich von ihrer Mutter zu verabschieden. »Hab keine Angst«, sagte sie zu ihr, »denke einfach nur, dass ich Urlaub mache und die herrlichste Zeit meines Lebens verbringen werde.« Dann nahm sie ihren Mantel und ihre Reisetasche und eilte blindlings die

Treppe hinunter, bevor sie die Reise, die sie noch gar nicht angetreten hatte, zu sehr bereuen konnte.

Ihre Wohnung lag in der West 35th Street nahe dem Broadway; an der 9th Avenue zahlte Bly ihre fünf Cent und stieg in eine Straßenbahn Richtung Süden. Der Wagen war schmutzig und schlecht belüftet, und das auf den Boden gestreute Stroh roch nach den unlängst gefallenen Regengüssen. Die Straße war verstopft mit Pferdefuhrwerken; auf den Schienen über ihnen quietschte die Hochbahn vorbei. Es sind nur fünfundsiebzig Tage, rief Bly sich immer wieder ins Gedächtnis, dann bin ich wieder zu Hause. An der Ecke Christopher Street und Greenwich Avenue stieg sie aus, am Rande eines Hafenviertels, dessen niedrige, uneinheitliche Gebäude wie Pilze am Ufer aufragten: Lagerhäuser für Takelagen, Segelmacherwerkstätten, Kramläden mit ihren aus aller Welt mitgebrachten Kuriositäten, düstere Herbergen und Kaschemmen für die Matrosen. Am Bahnhof Christopher Street erwischte sie gerade noch die Fähre – sie brauchte nur eine einfache Fahrkarte für drei Cent –, die sie über den Hudson River bis zur Pier am Ende der 3rd Street in Hoboken, New Jersey, trug. Dort nahmen sie zwei Vertreter der Hamburg-Amerikanischen Packetfahrt-Actien-Gesellschaft in Empfang; sie wussten sehr wohl, wie wichtig es für die Reederei war, dass Nellie Bly pünktlich abreiste. Die beiden Männer begleiteten ihre neue Passagierin an Bord der *Augusta Victoria*, stellten sie Kapitän Adolph Albers vor und erklärten ihm den speziellen Zweck ihres Vorhabens. Albers, der bei seinen Untergebenen sehr beliebt war, hatte einen Vollbart und eine freundliche Art, die Vertrauen weckte. Er garantierte Bly,

dass er alles in seiner Macht Stehende dafür tun würde, dass der erste Abschnitt ihrer Reise erfolgreich verlief. Er sei sicher, sagte er, dass sie am nächsten Donnerstagabend in Southampton von Bord gehen werde; dann könne sie sich in einem der Hotels der Stadt richtig ausschlafen und rechtzeitig auf den Beinen sein, um einen der Züge zu erwischen, die jeden Morgen von Southampton nach London führen.

»Ich werde mir erst Schlaf gönnen, wenn ich in London angekommen sein werde«, erwiderte Nellie Bly, »und mir einen Platz in dem Zug gesichert habe, der am Freitagabend von Victoria Station nach Brindisi fährt.«

Ihr Tonfall war typisch für die Bewohner der Hügellregion von Westpennsylvania, denn sie hob am Ende jeden Satzes ihre Stimme, der Überrest eines altenglischen Dialekts, der in ihrer Kindheit noch in ihrer Heimat gesprochen worden war. Sie hatte durchdringende graue Augen, die manchmal allerdings auch als grün oder blaugrün oder haselnussbraun bezeichnet wurden. Ihre Nase war breit und leicht nach oben gerichtet – *Stupsnase* wurde sie in den Zeitungen genannt – und das Einzige an ihrer Physiognomie, was sie bisweilen ein wenig befangen machte. Sie hatte braune Haare und einen Pony. Die meisten, die sie kannten, fanden sie hübsch, obwohl dies ein Thema war, das in den kommenden Monaten in der Presse noch heiß diskutiert werden würde.

Es dauerte nicht lange, bis einige Freunde und Kollegen eintrafen, um ihr Lebewohl zu sagen und Glück zu wünschen. Der Theateragent Henry C. Jarrett überreichte ihr einen Blumenstrauß und ein Buch; Lesen sei, so empfahl er, die beste Vorbeugung gegen Seekrankheit und Lange-

weile. Julius Chambers, Chef vom Dienst bei der *World*, erschien ebenfalls und brachte ihr vom New York Athletic Club einen Zeitmesser mit. Als führender Amateursportverein der Stadt stellte der Club oft Uhren für Radrennen, Schwimmwettkämpfe und Leichtathletikveranstaltungen zur Verfügung; dies war das erste Mal, dass er einen Zeitmesser für eine Wettfahrt um die Erde lieferte.

Im Lauf ihrer Karriere hatte Nellie Bly gelernt, selbst in schwierigen Situationen ruhig zu bleiben, und auch jetzt schaffte sie es, sich nichts von der Nervosität anmerken zu lassen, die sie empfand. In der Ausgabe der *World* vom nächsten Tag würde stehen, sie habe »keinen Anflug von Furcht oder Beklommenheit gezeigt, und kein eben aus der Schule entlassener junger Bursche hätte fröhlicher und unbeschwerter sein können«. Während sie warteten, fragte Bly einen ihrer Kollegen: »Was halten Sie von meinem Kleid?« Ihr Tonfall war munter, aber als er zögerte, fügte sie hinzu: »Einen Penny für Ihre Gedanken.«

Der Reporter beugte das dunkelblaue Modell mit dem Kamelhaarbesatz und den Puffärmeln und bemerkte dann, sie plane ja wohl, an Ägypten vorbeizufahren, und falls nicht einer von Josefs dortigen Nachkommen das Kleid für seinen bunten Rock verwenden wolle, dann – doch er wurde unterbrochen, bevor er seinen Gedanken weiter ausspinnen konnte. »Oh, Sie gehässiger Kerl«, sagte Bly herablassend und mit einem theatralischen Zurückwerfen des Kopfes. »Für so eine Meinung ist mir mein Penny zu schade.«

Obwohl man bei der *World* vorgab, nichts davon zu bemerken, war Blys Ungeduld sicherlich ein Zeichen der gemischten Gefühle, die in jenem Augenblick auf sie ein-

stürmten: der dringende Wunsch, es möge endlich losgehen; Bedauern darüber, Freunde und Familie zurücklassen zu müssen; Vorfreude auf all das Unbekannte, dem sie begegnen würde, und zugleich Angst davor – fremde Länder, ungewohntes Essen, fremde Sprachen (denn Nelly Bly wollte die Welt umreisen, ohne etwas anderes als Englisch zu sprechen). Dieser Tag war hell und klar heraufgezogen, aber was war mit den vielen Tagen und Zigtausenden von Meilen, die vor ihr lagen? Wenn alles gut ging, würde sie Weihnachten in Hongkong verbringen und Silvester irgendwo im Pazifik.

Die Titelseite der *World* zeigte an diesem Morgen eine Karte, die sich über fünf Spalten erstreckte: »Die Route, der unsere Blitzreporterin folgen wird«. Diese Route begann in New York, setzte sich über den Atlantik nach England und von dort quer durch Europa bis zum Mittelmeer fort, dann durch den Suezkanal und die Nordostküste Afrikas entlang ins Arabische Meer, führte weiter nach Osten, vorbei an Ceylon und nordwärts nach Hongkong und Japan, über den Pazifik nach San Francisco und zum Abschluss durch den nördlichen Teil der Vereinigten Staaten zurück nach New York. Es sah alles minutiös geplant aus, aber ihr Reiseplan stand nicht annähernd so fest, wie es die dicke schwarze Linie auf der Karte suggerierte. Zum Beispiel war nicht klar, ob der Zug von London nach Italien, über den sie mit Kapitän Albers gesprochen hatte, tatsächlich jeden Freitagabend fuhr. Eine andere Abfahrtszeit würde bedeuten, dass sie ihren Anschluss verpasste, den Dampfer in Brindisi, und von da an würden die Verzögerungen sich häufen und unweigerlich zum Scheitern ihres Unternehmens führen. Sie wusste, dass sie zur



Nellie Bly in ihrem berühmten Reisekostüm.

schlimmsten Jahreszeit aufbrach, in der die Atlantikstürme am heftigsten wehten und im amerikanischen Westen die Eisenbahngleise oft durch Schnee blockiert waren. Außerdem musste sie nicht nur den Raum im Schnelldurchgang durchmessen, sondern gewissermaßen auch die Zeit: In den nächsten fünfundsiebzig Tagen würde sie das Wetter aller vier Jahreszeiten erleben. Unter Weltreisenden galt es als Binsenweisheit, dass extreme Temperaturschwankungen den idealen Nährboden für Krankheit bildeten. Überall lauerte Fieber, in Europa die Grippe, in Asien Malaria. Stürme, Schiffbruch, Seuchen, technische Probleme, schon das Drosseln des Tempos durch einen unkooperativen Lokomotivführer oder Kapitän, all das konnte ihre Pläne zunichtemachen.

Sie ertrug den Gedanken nicht, eventuell als Versagerin nach Hause zurückzukehren; später sollte sie dem Ersten technischen Offizier auf einem der Schiffe, mit denen sie reiste, in vollem Ernst erklären, sie würde lieber sterben, als zu spät in New York anzukommen. Sie hatte nicht Karriere gemacht, es nicht aus der tiefsten Provinz bis in die Schlagzeilen der größten Zeitung New Yorks geschafft, indem sie verlor. Allerdings wusste Nellie Bly bei Antritt ihrer Reise (und auch noch etliche Wochen danach) nicht, dass sie sehr wohl würde verlieren können, und zwar nicht gegen den Kalender oder gegen Jules Vernes Romanhelden Phileas Fogg, sondern gegen eine ganz reale Konkurrentin, denn es stellte sich heraus, dass an diesem Tag nicht nur eine junge Journalistin von New York aus zu einer Wettfahrt um die Welt aufbrach – es waren zwei.

Am Morgen des 14. Novembers, als Nellie Bly nach Hoboken unterwegs war, befand sich ein Mann namens John Brisben Walker auf einer Fähre in entgegengesetzter Richtung, von Jersey City zur Cortlandt Street im südlichen Manhattan. Walker war der reiche Herausgeber einer mondänen Monatszeitschrift mit dem Titel *The Cosmopolitan* (die Jahre später in den Besitz von Joseph Pulitzers Rivalen William Randolph Hearst übergehen und anschließend einen ganz anderen Charakter annehmen sollte), und während die Fähre den Fluss überquerte, las er die Titelstory der *World* über Nellie Blys geplante Weltreise. Er erkannte sofort, wie auflagensteigernd ein solches Projekt war, wobei ihm der Gedanke kam, die Reise müsste eigentlich nach Westen gehen statt nach Osten, und folgende Idee kristallisierte sich bei ihm heraus: *The Cosmopolitan* würde einen Mitbewerber ins Rennen schicken, der in entgegengesetzter Richtung reiste und natürlich wie Bly eine junge Frau sein musste – die Vorstellung hatte etwas angenehmes Symmetrisches, und ein Mann, der gegen eine Frau antrat, würde sowieso keinerlei Sympathien gewinnen –, und diese Konkurrentin musste sofort aufbrechen, um überhaupt eine Chance zu haben, vor Nellie Bly wieder in New York einzutreffen. Nach einem kurzen Gespräch mit seinem Geschäftsführer schickte John Brisben Walker ihn in ein Reisebüro, um einen Fahrplan aufzustellen, und um halb elf ließ er Elizabeth Bisland in ihrer nur wenige Blocks entfernt in Murray Hill gelegenen Wohnung die Nachricht zukommen, sie möge gleich im Büro erscheinen. Es sei dringend, betonte er.

Elizabeth Bisland war achtundzwanzig Jahre alt und hatte nach fast zehn Jahren als freie Autorin vor Kurzem

einen Job als Literaturkritikerin beim *Cosmopolitan* angenommen, für den sie allmonatlich unter der Rubrik »In der Bibliothek« neu erschienene Bücher rezensierte. Sie stammte aus einer Plantagenbesitzerfamilie in Louisiana, die der Bürgerkrieg und dessen Folgen ruiniert hatte, und war mit zwanzig nach New Orleans und wenige Jahre später nach New York gezogen, wo sie für verschiedene Zeitschriften schrieb und regelmäßig als schönste Journalistin der Stadt bezeichnet wurde. Bisland war hoch gewachsen, mit einer eleganten, nahezu königlichen Haltung, die ihre Größe noch hervorhob; sie hatte große dunkle Augen, einen klaren, blassen Teint und sprach mit leiser, sanfter Stimme. Sie war eine hervorragende Gastgeberin und intelligente Gesprächspartnerin, was sie in dem literarischen Salon demonstrierte, den sie in dem kleinen Apartment in der 4th Avenue unterhielt, das sie sich mit ihrer Schwester teilte. Hier trafen sich die Kreativen New Yorks, Schriftsteller, Maler und Schauspieler, um aktuelle künstlerische Themen zu erörtern. Bislands spezielle Mischung aus Schönheit, Charme und Gelehrsamkeit scheint regelrecht betörend gewesen zu sein. Einer ihrer Bewunderer, der Schriftsteller Lafcadio Hearn, mit dem sie sich in New Orleans angefreundet hatte, nannte sie »eine Art Göttin« und verglich ihre Konversation mit Haschisch, da er noch Stunden später wie von Sinnen sei. Ein anderer Bewunderer sagte, wenn er mit ihr rede, habe er das Gefühl, mit einer »wunderschönen gefährlichen Leopardin« zu spielen, die er dafür liebe, dass sie ihn nicht biss.

Bisland selbst wusste, dass weibliche Schönheit zwar sehr nützlich, aber flüchtig war (»Nachdem die Phase ihrer erotischen Anziehung vorbei ist«, schrieb sie einmal,

»hat eine Frau in Amerika keinerlei Macht.«), und sie war stolz darauf, dass sie mit fünfzig Dollar in der Tasche nach New York gekommen war und die Tausende, die sich jetzt auf ihrem Bankkonto befanden, mit der eigenen Feder verdient hatte. Sie war imstande, achtzehn Stunden hintereinander zu arbeiten, und verfasste Buchbesprechungen, Essays, Artikel fürs Feuilleton und Gedichte im klassischen Stil. Mehr als an alles andere glaubte sie an die Freuden der Literatur, die sie schon als Mädchen mit alten, in der Bibliothek ihrer Familie entdeckten Shakespeare- und Cervantes-Bänden erlebt hatte. (Beim Buttern brachte sie sich selbst Französisch bei, um Rousseaus *Bekenntnisse* im Original lesen zu können – ein Werk, das sie, wie sich herausstellte, hasste.) Sie machte sich nichts aus Ruhm und fand schon die Aussicht darauf geschmacklos. Als Elizabeth Bisland also kurz nach elf in der Redaktion des *Cosmopolitan* eintraf und John Brisben Walker ihr eine Wettfahrt um die Welt mit Nellie Bly vorschlug, lehnte sie zunächst ab. Sie erwarte am nächsten Tag Gäste zum Tee, erklärte sie, und habe außerdem nichts anzuziehen für eine so lange Reise, aber der wahre Grund war, wie sie später gestand, dass sie sofort erkannte, welche Bekanntheit ein solches Unternehmen mit sich bringen würde, »und gegen diese Bekanntheit hatte ich entschiedene Einwände«. Walker (der zu diesem Zeitpunkt bereits mehr als nur ein Vermögen gemacht und wieder verloren hatte) war allerdings kein Mann, der leicht von einem Plan abzubringen war, und so gab sie schließlich nach.

Um sechs Uhr abends saß Elizabeth Bisland in einem Zug der New York Central Railroad Richtung Chicago. Sie war achteinhalb Stunden später dran als Nellie Bly.

Oberflächlich betrachtet, waren Nellie Bly und Elizabeth Bisland so verschieden, wie man nur sein konnte: die eine Nordstaatlerin, die andere aus dem Süden; die eine eine kampflustige und ehrgeizige Aufsteigerin, die andere stolz auf ihre vornehme Herkunft und die damit verbundenen Traditionen; die eine war erpicht auf die sensationellsten Nachrichten, die andere verachtete vieles von dem, was in der Zeitung stand, als »wildes, schreiendes Durcheinander«, als »Karikatur des Lebens« und hatte eine Vorliebe für Romane und Lyrik. Elizabeth Bisland gab Teegesellschaften; Nellie Bly war bekannt dafür, dass sie O'Rourke's Saloon in der Bowery frequentierte. Beide aber waren sich der fehlenden Gleichstellung amerikanischer Frauen sehr bewusst, waren ohne viel Geld aufgewachsen und nach New York gekommen, um sich im Journalismus einen Namen zu machen. Und beide hatten sich durch harte Arbeit Erfolg in einer zweifellos männlich dominierten Welt erkämpft. Am meisten jedoch würde sie eine einzigartige gemeinsame Erfahrung verbinden. Sie waren gewissermaßen Partnerinnen in einem gewaltigen Projekt, das die Vereinigten Staaten und einen Großteil der übrigen Welt monatelang faszinieren sollte.

Für ihre Wettfahrt um den Erdball nutzten Bly und Bisland die leistungsstärksten und modernsten Transportmittel, die ihnen in ihrer Zeit zur Verfügung standen, das hochseetüchtige Dampfschiff und die Dampfisenbahn, und sie übermittelten den in der Heimat wartenden Redaktionen ihre Nachrichten in Form von Depeschen per Fernschreiber, der – wie es damals hieß – Raum und Zeit eliminierte. Sie durchmaßten das gesamte britische Empire, von England im Westen bis Hongkong im Osten,

und ihre Schiffe beförderten den Tee und die Baumwolle und das Opium und andere wertvolle Güter, die die Basis der imperialen Ökonomie bildeten. Sie reisten durch eine Welt, die in jedem Land, das sie besuchten, und sogar auf den Schiffen und in den Zügen, mit denen sie fuhren, von Tradition definiert und durch Klassengesetze deformiert war.

Nellie Bly und Elizabeth Bisland reisten nicht nur um die Welt: Sie reisten auch mitten durchs Herz des viktorianischen Zeitalters.

Die *Augusta Victoria* sollte um halb zehn Uhr morgens ablegen; kurz davor mahnte ein langes Signal des Nebelhorns alle, die nicht mitfahren wollten, dass es Zeit war, von Bord zu gehen. »Halt die Ohren steif«, sagte ein Freund zu Bly und drückte ihr zum Abschied die Hand. Sie rang sich ein Lächeln ab, um einen letzten Eindruck von Munterkeit zu vermitteln. Ihr wurde plötzlich ganz schwindelig, und ihr Herz, sollte sie später gestehen, fühlte sich an, als würde es gleich platzen. Langsam entfernten sich ihre Bekannten und schlossen sich der Reihe anderer gut gekleideter Menschen an, die auf die Gangway zusteuernten. Von der Reling des Schiffes konnte Bly meilenweit sehen; zum Horizont hin wechselte das Wasser kaum wahrnehmbar von blau zu grau. Die Erde schien ihre Rundheit verloren zu haben und eine endlose Fläche geworden zu sein. Der Augenblick der Abreise war gekommen. Feierlich synchronisierten Nellie Bly und der Mann vom New York Athletic Club ihre Uhren.

Eine freie Amerikanerin

NELLIE BLY WURDE AM 5. MAI 1864 IN WESTPENNSYLVANIA geboren, obwohl ihr Leben lang Verwirrung hinsichtlich ihres genauen Alters herrschte – zum großen Teil von ihr selbst gestiftet, denn sie war nie ganz so jung, wie sie behauptete. Als Bly im November 1889 ihre Wettfahrt um die Welt antrat, war sie fünfundzwanzig, aber in den Zeitungen des Landes wurde sie auf zwanzig bis vierundzwanzig geschätzt; der *New York World* zufolge war sie »um die dreiundzwanzig«.

Apollo, der Ort in Pennsylvania, in dem sie aufwuchs, unterschied sich in nichts von den zahllosen anderen aus Tannen- und Fichtenholz errichteten kleinen Industriestädten der Region und war so klein und unbedeutend, dass sich sogar der Autor der Geschichte von Apollo bemüßigt fühlte, im Vorwort des Buches zu erklären: »Es ist nicht nötig, eine Metropole zu sein, um einen Platz in den Herzen der Menschen oder der Geschichte des Staates einzunehmen. Außerdem ist dies unser Ort.« An

der Hauptstraße standen eine Gemischtwarenhandlung (wo man von Bonbons bis zu Pflugscharen alles kaufen konnte), ein Drugstore, eine Schlachtereier, eine Schmiede und mehrere Wirtshäuser; eine Bank erhielt der Ort erst 1871. Im Winter rodelten die Kinder und fuhren Schlittschuh, und wenn es warm wurde, rollten sie gern Fassreifen den Hügel bis zur Kanalbrücke hinunter und angelten im Fluss Kiskiminetas, der noch nicht von den Abwässern aus den in der Nähe entstehenden Kohlengruben und Eishütten verunreinigt war.

Elizabeth war die Tochter von Michael und Mary Jane Cochran, das dritte von fünf Kindern und die ältere von zwei Schwestern. Jeder im Ort kannte sie als »Pink«; den Spitznamen bekam sie schon früh aufgrund der Vorliebe ihrer Mutter, sie in Rosa zu kleiden – ein krasser Gegensatz zu dem tristen Braun und Grau, das die anderen Kinder trugen. Pink scheint ein lebhaftes, ziemlich eigensinniges Mädchen gewesen zu sein. Vieles von dem, was über ihre frühen Jahre bekannt ist, beruht auf ihren eigenen Angaben in Zeitungsartikeln aus der Zeit, als sie schon eine Berühmtheit war, und diente wohl eher dazu, ihr Image als unerschrockene junge Journalistin noch weiter aufzupolieren. In einer von der *World* veröffentlichten Story etwa (deren Überschrift verkündete, ihre »authentische Biografie« zu liefern) stand, dass sie als Mädchen eine unersättliche Leserin gewesen sei und selbst reihenweise Geschichten verfasst habe, die sie auf die Deckblätter von Büchern und alle möglichen Papierfetzen kitzelte. Nachts habe sie wach im Bett gelegen, und in ihrem Kopfhätten Fantasien über Helden und Heldinnen, Märchen und Romanzen gelodert. »So aktiv war das Gehirn

der Kleinen und so sehr raubten ihre geistigen Kräfte ihr den Schlaf, dass ihr Zustand alarmierend wurde und sie der Obhut von Ärzten anvertraut werden musste.« Derartige Beispiele für ihre kindliche Liebe zum Lesen und Schreiben sind in anderen Schilderungen allerdings nicht zu finden. In der *Chronik der Familie Cochran: Eine Reihe historischer Ereignisse und Erzählungen, in denen die Mitglieder dieser Familie eine wichtige Rolle spielen* erwähnt einer ihrer Verwandten etwas gehässig, dass Pink Cochran bei den Lehrern in Apollos einziger Schule »eher durch aufrührerisches Betragen als durch eifriges Lernen auffiel«.

Pinks Vater Michael Cochran war als Schrotmühlenbesitzer und Immobilienspekulant reich geworden und prominent genug, um zum beisitzenden Richter des lokalen Gerichts gewählt zu werden, was ihm den Ehrentitel Judge eintrug. (Der nahe gelegene Weiler Cochran's Mills, wo Pink ihre ersten fünf Lebensjahre verbrachte, wurde nach ihm benannt.) Als Pink sechs war, erkrankte Judge Cochran jedoch plötzlich und verstarb, ohne ein Testament zu hinterlassen; nach den Gesetzen des Staates Pennsylvania stand einer Ehefrau das Erbe ihres Mannes nur zu, wenn sie in seinem letzten Willen ausdrücklich genannt wurde. Nachdem sein Vermögen zwischen seinen Erben (darunter neun erwachsene Kinder aus einer früheren Ehe) aufgeteilt war, blieb Pinks Mutter Mary Jane kaum mehr als die Möbel, eine Kutsche samt Pferd und eine kleine Rente. Um nicht allein fünf Kinder großziehen zu müssen, ließ sie sich auf eine Ehe mit einem Mann ein, der sich als trunksüchtig und gewalttätig erwies. Nach fünf unglücklichen Jahren reichte Mary Jane, damals ä-

berst ungewöhnlich, eine Scheidungsklage ein; Pink sagte höchstpersönlich für ihre Mutter aus und zählte dem Gericht die schrecklichen Misshandlungen auf, die ihr Stiefvater ihrer Mutter zugefügt hatte. Sie war erst vierzehn und wusste doch schon alles darüber, was einer Frau widerfahren konnte, die finanziell nicht unabhängig war.

Pink war fest entschlossen, eines Tages selbst für ihre Mutter und sich zu sorgen, und wurde im nächsten Jahr auf ein Internat geschickt, das sich auf die Ausbildung junger Frauen zu Lehrerinnen spezialisiert hatte. Für die Fünfzehnjährige muss dies eine willkommene Gelegenheit geboten haben, sich eine neue Identität zu schaffen – hier hängte Pink Cochran ihrem Nachnamen auch das *e* an. Doch nach nur einem Semester war ihre Mutter gezwungen, sie wieder von der Schule zu nehmen, die Familie hatte einfach nicht genügend Geld für Pinks Ausbildung. Diese Tatsache scheint Nellie Bly peinlich gewesen zu sein, denn sie unterschlug sie stets in ihren eigenen Lebensberichten. In jener »authentischen« Biografie in der *World*, die vermutlich auf von ihr persönlich gelieferten Informationen basierte, hieß es stattdessen, sie habe »aufgrund einer drohenden Herzerkrankung« das Internat verlassen: Schon ein einziges weiteres Jahr des Lernens, hatte ihr Arzt sie angeblich gewarnt, könne sie das Leben kosten. »Sie hätte furchtbar gern länger studiert«, erklärte die *World* feierlich, »doch sie wollte nicht sterben.«

1880, als Pink sechzehn war, zog Mary Jane Cochran mit ihren Kindern in das rund fünfunddreißig Meilen entfernte Pittsburgh. Sie hoffte, Tod und Scheidung und alles Negative, was sie mit Apollo verband, hinter sich las-

sen zu können, aber gelegentlich muss ihr Pittsburgh als schlechter Tausch erschienen sein. Anthony Trollope bezeichnete die Stadt einmal als »den ausnahmslos schwärzesten Ort, den ich je gesehen habe«. Auf wenigen Dutzend Quadratmeilen erzeugten fast fünfhundert Fabriken den Stahl, das Eisen, das Messing und Kupfer, die Baumwolle, das Öl und das Glas, nach dem die aufstrebende Industrienation gierte. In allen Himmelsrichtungen qualmte am Horizont Rauch aus unsichtbaren Schornsteinen. Der Wind trug Graphitstaub mit sich, die Luft stank nach Schwefel, und nach einem langen Spaziergang hatte man einen metallischen Geschmack auf der Zunge. Manchmal kam es zu unerwarteten Rußschauern. In einem von Kirchtürmen und Zwiebelkuppeln geprägten Viertel, wo die Eisenbahngleise das Ende der kleinen Parzellen markierten, erwarb Mary Jane ein kleines Reihenhäus; irgendwann besserte sie wie viele Hausbesitzer der Stadt ihr Einkommen durch Zimmervermietung auf. In den nächsten vier Jahren half Pink, die Familie zu unterstützen, indem sie jede Stelle annahm, die sich ihr bot, etwa als Küchenhilfe; vielleicht arbeitete sie auch als Kindermädchen, Haushälterin und Privatlehrerin. (Ihre älteren Brüder, die noch weniger Bildung genossen hatten als sie, fanden Jobs als Büroangestellter und als Verwalter einer Gummifabrik.)

Obwohl Pittsburgh damals nur 150 000 Einwohner hatte, gab es hier zehn Tageszeitungen, mehr als in jeder anderen amerikanischen Stadt dieser Größe. Pink Cochrane las regelmäßig eine von ihnen, den *Pittsburgh Dispatch*, dessen populärster Kolumnist Erasmus Wilson war, der unter dem Namen »Stiller Beobachter« oder

einfach »S. B.« schrieb. Wilson war ein gesetzter älterer Herr und trat in seinen »stillen Beobachtungen« gern für das ein, was er für die traditionellen viktorianischen Werte hielt. In einer Kolumne nahm er moderne Frauen ins Gebet, »die glauben, außerhalb ihrer Sphäre herumlaufen und jeden, der ihnen nicht hilft, ihren Platz zu finden, auf die Palme bringen zu dürfen. Die Sphäre einer Frau«, schloss er unbarmherzig, »lässt sich mit einem einzigen Wort definieren und lokalisieren – daheim.«

Diese überhebliche Missachtung der Lebenswirklichkeit der Frauen empörte Pink Cochrane, und sie setzte sich hin und verfasste einen langen Brief an den Herausgeber des *Dispatch*. Wie es damals bei Leserbriefen üblich war, unterschrieb sie ihn mit einem Pseudonym: »Einsames Waisenmädchen«. (Das war vielleicht eine etwas seltsame Wahl – immerhin lebte ihre Mutter noch –, aber zugleich auch ein Zeichen dafür, wie schwer der Tod ihres Vaters wog, ein Schlag, von dem die Familie sich nie wieder ganz erholen sollte.) Der Brief erregte die Aufmerksamkeit von George A. Madden, dem neuen Chefredakteur der Zeitung, und er setzte eine Anzeige in die nächste Ausgabe mit der Bitte, das »Waisenmädchen« möge ihm Namen und Adresse nennen.

Schon am folgenden Nachmittag tauchte unerwartet die Verfasserin höchstpersönlich in der Redaktion des *Dispatch* auf. Sie war zwanzig Jahre alt, wirkte jedoch jünger; Erasmus Wilson sollte sie später als »scheues kleines Mädchen« erinnern. Sie war schlank, von mittlerer Größe und hatte große, ein wenig kummervoll dreinschauende graue Augen und einen breiten Mund über einem eckigen Kinn. Sie trug einen langen schwarzen Mantel

und einen schlichten Pelzhut; ihr Haar, das damals noch nicht hochgesteckt war, fiel ihr in braunen Locken über die Schultern. Sie fühlte sich offenkundig unbehaglich bei diesem ersten Besuch einer Zeitung, eingeschüchtert durch ihre Umgebung. Mit einer Stimme, die kaum mehr war als ein Flüstern, fragte sie einen Bürojungen, wo der Chefredakteur zu finden sei.

»Das ist der Herr da«, sagte der Junge und zeigte auf Madden, der nur ein Stück weiter an seinem Schreibtisch saß.

Als das Mädchen den jungen Mann mit seinem flotten Schnurrbart sah, lächelte sie und zeigte dabei ihre bemerkenswerten blendend weißen Zähne. »Oh, wirklich!«, rief sie aus. »Ich hatte einen griesgrämigen alten Mann erwartet.«

George Madden erklärte, er würde ihren Brief nicht abdrucken, vielmehr wolle er ihr vorschlagen, einen eigenen Artikel über die Frage der »weiblichen Sphäre« zu schreiben. Weder Bly noch Madden haben ihre unmittelbare Reaktion auf diesen Vorschlag festgehalten, aber die Aussicht, tatsächlich für eine Zeitung zu schreiben, nachdem sie vier Jahre lang die rußgeschwärzten Straßen Pittsburgs auf der Suche nach niederer Arbeit durchstreift hatte, mit wenig Hoffnung, je etwas Besseres zu finden, muss ihr als Wink des Schicksals erschienen sein. Noch in derselben Woche lieferte sie Madden den Artikel. Ihre Grammatik war holprig, ihre Zeichensetzung fehlerhaft (jahrelang hörte man George Madden über die Menge Blaustift klagen, die er für die Korrektur ihrer Kolumnen brauche), doch sie schrieb eindringlich, und ihre Stimme war stark und klar. Sie hatte sich entschieden, die Frage

aus der Perspektive jener Frauen zu betrachten, die nicht die Privilegien besaßen, die »S. B.« ihnen pauschal zuschrieb: armer Frauen, die arbeiten mussten, um ihre Familien zu versorgen. Es war eine leidenschaftliche Bitte um Verständnis und Mitgefühl, in die mit Sicherheit etwas von der Verzweiflung über ihre eigene Situation und die ihrer Mutter eingeflossen ist:

Wissen diejenigen, die reichlich mit den Gütern dieser Welt gesegnet sind, was es heißt, eine arme, berufstätige Frau zu sein, die ein, zwei kahle Zimmer bewohnt, ohne genügend Feuer, um es warm zu haben, deren fadenscheinige Kleider sie nicht vor Wind und Kälte schützen, die sich das notwendige Essen versagt, damit ihre Kleinen nicht darben müssen? Eine Frau, die den finsternen Blick des Vermieters fürchtet und seine Drohung, sie hinauszuerwerfen und das Wenige zu verkaufen, was sie hat, die um irgendeine Anstellung bettelt, damit sie genug verdient, um die kahlen Räume, die sie ihr Zuhause nennt, bezahlen zu können? Eine Frau, die niemanden hat, der freundlich mit ihr spricht oder sie ermutigt, nichts, was das Leben lebenswert macht?

So kam es, dass Elizabeth Cochrane für fünf Dollar pro Woche beim *Dispatch* als Reporterin eingestellt wurde. Bevor ihr nächster Artikel erschien (über geschiedene Frauen, ein weiteres Thema, das ihr am Herzen lag), rief George Madden sie in sein Büro und teilte ihr mit, sie brauche ein Pseudonym. Damals galt es als unschicklich für eine Frau, den eigenen Namen unter ihren Text zu setzen. Elizabeth Wilkinson Blade, Blys Kollegin beim *Dispatch*, schrieb als »Bessie Bramble«, in New Orleans war Eliza Nicolson »Pearl Rivers«, in New York war Sara Payson Willis »Fanny Fern«, und in Boston kannte man

Sally Joy (was selbst schon wie ein Pseudonym klang) als »Penelope Penfeather«. Er suche nach einem Namen, sagte George Madden, der »hübsch und eingängig« sei. Gemeinsam erwogen die beiden mehrere Möglichkeiten, aber keine erschien ihnen passend. Es war später Nachmittag; das Licht der Gaslaternen warf flackernde Schatten auf die Tapete. Ein Bürojunge ging vorbei und piffte eine damals populäre Melodie:

*Nelly Bly! Nelly Bly! Bring de broom along,
We'll sweep de kitchen clean, my dear,
And hab a little song.*

Der Name war kurz, er war eingängig, und, besser noch, er war schon bekannt und auch beliebt. Madden wies den Setzer an, als Verfasserin des Artikels »Nelly Bly« zu nennen – doch der buchstabierte den Vornamen falsch, und so wurde aus Elizabeth Cochrane für immer Nellie Bly.

Von den 12 308 Amerikanern, die in der Volkszählung von 1880 als Journalisten erfasst wurden, waren nur 288 – kaum mehr als zwei Prozent – Frauen. Die Anzahl derer, die wie Nellie Bly für den Nachrichtenteil einer Zeitung schrieben, war noch weitaus geringer. Da in den 1880ern viele Herausgeber erkannten, dass Frauen ein noch brachliegendes Marktsegment waren, führten sie separate Frauenseiten ein mit Artikeln, die den Themen gewidmet waren, für die sich weibliche Leser ihrer Meinung nach am meisten interessierten: Mode, Einkaufen, Kochrezepte, Haushalt, Erziehung und das gesellschaftliche Leben der High Society. Der medizinische Nutzen von Pfeil-

wurz, die richtige Reihenfolge von brauner und weißer Sauce bei einem formellen Abendessen, die Kleider auf einem Ball, warum Frauen Angst vor Mäusen hatten – all das wurde in angemessen betulichem Ton auf den Frauenseiten erörtert, gern gespickt mit Versen über die Liebe oder das Wetter und gelegentlich vielleicht der Rezension eines neuen Liebesromans oder Gedichtbandes. Die Artikel richteten sich nicht nur an Frauen, sie wurden auch überwiegend von ihnen geschrieben; männliche Redakteure rechtfertigten dies mit der Erklärung, das entspreche eben ihren angeborenen Fähigkeiten – wie zum Beispiel der des *New York Telegram*, der darauf hinwies, dass bei der Berichterstattung über gesellschaftliche Ereignisse ein Mann weibliche Garderobe ganz genau studieren müsse, um sie zu beschreiben, während eine Frau sie mit einem Blick erfasse.

Manche Journalistinnen fühlten sich in dieser Nische sehr wohl, für andere wiederum bedeutete die Verbannung Langeweile, Frustration und Verzweiflung über die Verschwendung ihres Talents. In einem Artikel in *Harper's Weekly* mit dem Titel »Erfahrungen einer Frau in der Zeitungsbranche« schilderte eine Reporterin, die ihren Namen nur mit »J. L. H.« angab, ihre langen und vergeblichen Versuche, ihrer eingefahrenen Situation zu entkommen. »Ich glaube, es gibt keine Berufstätigkeit auf der Welt, die mir weniger gefallen hätte als das professionelle Eindringen in das hehre Treiben der Elite«, schrieb sie, »aber mir blieb keine Wahl. Ich musste die Stelle als Gesellschaftskolumnistin annehmen, weil die Geschäftsleitung hartnäckig behauptete, in einer Zeitungsredaktion gäbe es für eine Frau sonst nichts zu tun.« Im Jahr zuvor

beklagte die Autorin Flora McDonald gleichermaßen das traurige Los der intelligenten, ehrgeizigen Reporterin, die gezwungen sei, eine öde Veranstaltung nach der anderen zu besuchen. »Das Leben«, schrieb sie, »wird für sie zu einem einzigen in die Länge gezogenen Fünf-Uhr-Tee bei fremden Leuten. Sie schwimmt mit im Wasser, ohne dorthin zu gehören, und je länger sie das Zappeln der großen Fische registriert, desto mehr verfällt sie in einen Zustand der geistigen und moralischen Versteinerung, der einfach schrecklich ist. Eine Frau sagte zu mir: ›Gesellschaftsreportage ist eine Prostitution des Gehirns.‹ Oh, wenn es nur das wäre und nicht noch viel schlimmer! Denn sie ist auch eine Prostitution der Seele.«

Die Autorinnen der Frauenseiten tauchten selten persönlich in der Redaktion auf; meist verfassten sie ihre Texte zu Hause und schickten sie dann per Post. Wie das Wirtshaus oder die Wahlkabine galt die Redaktion als unpassender Ort für eine Frau, denn dort wurde natürlich geraucht und Tabak gekaut, ab und zu ein Schluck aus der Flasche genommen und ausgiebig geflucht, was damals »angelsächsische Wörter benutzen« hieß. 1892 soll ein Zeitungsherausgeber auf die Frage, ob er in seiner Redaktion je eine Frau einstellen würde, schockiert ausgerufen haben: »Eine Frau – niemals! Man kann zu einer Frau doch nicht verd... sagen!« Die Redaktion war ein Ort, wo Männer sich ohne Angst vor der Missbilligung einer Frau frei bewegen konnten, auch ohne Angst davor, den weiblichen Charakter zu verderben, denn der Glaube, die Konfrontation mit den harten Realitäten des Großstadt-Journalismus würde die Eigenschaften untergraben, die Männer an Frauen am meisten schätzten, war all-

gemein verbreitet. »Ich habe noch nie ein Mädchen bei einer Zeitung gesehen, bei dem nicht der stetige Verfall des ihr angeborenen Gefühls für Kultiviertheit, Anstand und Fraulichkeit zu bemerken war«, behauptete ein Redakteur. »Junge Weiblichkeit«, schwärmte ein anderer, »ist etwas zu Süßes und Heiliges, um es mit nachlässigen Manieren, hitzigem Gerede und unkonventionellem Handeln zu vereinbaren, die in einer Zeitungsredaktion wohl unvermeidlich sind.«

Bei all diesem Gesäusel hatte das Fernhalten von der Redaktion jedoch ganz reale und schädliche Auswirkungen auf die Karrierechancen einer Frau. Da noch keine Journalistenschulen existierten, lernten junge Reporter ihr Gewerbe herkömmlicherweise in der »Schule der Erfahrung« (zu der junge Frauen praktisch keinen Zugang hatten). Gewöhnlich begannen die Reporter als Bürojungen (schon die Bezeichnung deutete darauf hin, welches Geschlecht von dem Bewerber erwartet wurde), die auslegten, Satzvorlagen anlieferten, Besorgungen machten; lernten, was ein Redakteur von seinen Reportern und Assistenten verlangte; zusahen, wie Artikel geschrieben und umgeschrieben wurden, und so mit der Zeit immer mehr Verantwortung übernahmen, was schließlich, wenn alles gut lief, dazu führte, dass sie sich als Reporter versuchen durften. Wenn der Redakteur ihre Arbeit für mangelhaft befand, reagierte er meistens nicht mit einer milden Ermahnung, sondern mit langen Schimpftiraden, durchsetzt mit Flüchen und Androhungen von Gewalt, die Art grober Belehrung also, die seit Langem als wirksamste Methode zur Vermittlung von journalistischen Weisheiten galt, die aber die meisten Redakteure empfindsame-